

Großmutter's letzte Liebe.

Novellette von Henry F. Urban.

In Hoboken, gerade wo die deutschen Dampfer anlegen, wohnten die Lindbergs. Das Haupt der Familie war Bernhard, ein bieder Wittwer von ungefähr fünfzig Jahren, der sein langes Bein während des deutsch-französischen Krieges auf dem Altar des Vaterlandes niedergelegt hatte, wie die Roman-schreiber zu sagen pflegen. Er lebte von den Zinsen eines kleinen Vermögens, das er als Bäcker sich mühsam zusammengeknetet hatte. Das heilige Andenken an seine Frau war seine Tochter Esse, ein schlantes Mädchen mit lachenden braunen Haaren und dunklen Augen. Nur selten freilich wurde sie Esse genannt. Gewöhnlich hieß sie Maus. Die dritte im Haushalt war Großmutter. Großmutter hatte überhaupt keinen Namen. Sie war einfach Großmutter, nichts weiter. Als Bernhard mit seiner Tochter von Berlin nach Amerika kam, quartierten sie sich bei der Großmutter ein, die damals genau so aussah wie heute: ein freundliches, mit Runzeln bedecktes Gesicht und darin zwei herzensgute blaue Augen. Noch jetzt war ihr Haar völlig schwarz, altmodisch glatt gestülmt, mit einem altmodischen Scheitel in der Mitte. Niemand wußte genau, wie alt sie war. Wenn man sie fragte, so pflegte sie zu sagen: „Bierzig!“ Anfangs war das nur ein kleiner Scherz ihrerseits gewesen. Aber nach und nach verlag sich das und zuletzt glaubte sie fest an ihre vierzig Jahre, wie das alte Leute oftmals thun. Den lieben langen Tag saß sie am Fenster und blickte auf die Straße und die Leute darauf. Sie konnte sie alle ohne Unterschied. Niemand ging vorüber, über den sie nicht etwas zu bemerken hatte. „Ja, ja“, sagte sie zum Beispiel, „da geht nun wieder die Marie Werner, die den Teppich jehzeit hat, he!“ Dieses merkwürdige „he“ am Schlusse jedes Satzes war so ziemlich ihr ganzes Englisch. Unter dem „Teppich“ verstand sie August Werner, einen Fabrikanten von billigen Teppichen. Die alte Frau nannte niemals einen Mann bei seinem Namen, sondern immer nur nach seinem Beruf. „Hast du die Geschichte von dem Sarg gehört?“ fragte sie Bernhard, wenn sie von Herrn Connolly, dem Begräbnisdirektor, sprach. Von den anderen beiden Lindbergs sah sie keines irgend etwas Komisches in Großmutter's Bemerkungen, so gewöhnlich waren sie daran.

Wenn sie nicht Bemerkungen machte, so strickte sie an ihrem Strumpf oder las ihren deutschen „Herold“. Das Interessanteste in der Zeitung waren für sie die Geburts- und Todesanzeigen sowie die Depeschen aus der alten Heimath. Wilhelm der Zweite war für sie lediglich ein komischer Druckfehler für Wilhelm den Ersten, vor dem sie so oft sich verbeugt hatte, als sie noch eine hübsche kleine Fertigerin war. Rein Mensch hatte es fertig gebracht, die alte Frau davon zu überzeugen, daß Wilhelm der Erste lange todt war. So liebte sie Großmutter den Glauben, daß „ihr Freund, der Kaiser“, noch am Leben war.

Nur eine einzige Sorge hatte Großmutter: die Indianer, und es stand bei ihr fest, daß die Rothhäute eines Tages über New York herfallen würden, so wie über die Spardant, wo sie ihr „Vermögen“ verwahrte. Das „Vermögen“ belief sich auf zweitausend Dollars.

Nach und nach jedoch verlor sie immer mehr Interesse an dem Leben. Den größten Theil ihrer Zeit verbrachte sie mit Strümpfstricken für sämtliche Verwandte. Ihre Strümpfe bildeten seit Jahren ein stehendes Geschenk für Weibchen oder zu Geburtstagen. Dabei war es wunderbar, wie sie die Maße von allen ihren Verwandten im Kopfe hatte. Esse behandelte die Großmutter mit zärtlicher Fürsorge, ebenso Bernhard. Bei ihm spielten freilich noch selbstthätige Beweggründe mit. Er gedachte stets der zweitausend Dollars, die ihm Großmutter vermacht hatte, und die er lieber heute als morgen gehabt hätte.

Eines Tages jedoch fand in diesem ruhigen, friedlichen Haushalt eine wichtige Veränderung statt. Die Zeiten waren schlecht, und so hatte Bernhard sich entschlossen, das kleine Zimmer nach hinten hinaus zu vermiethen, um auf diese Weise die Ausgaben zu verringern. Der Plan hatte durchaus Erfolg und Großmutter's Zustimmung gefunden. Bernhard erließ daher in der deutschen Zeitung eine Anzeige, und zwei Tage später sprach jemand bei den Lindbergs vor. Es war ein junger Mann von vielleicht zwanzig Jahren, mit roten Backen und gelbem Haar, steif wie eine Büchse. Auf der Oberlippe sproßte ein blutjunges Wärtchen. Gerade vor sechs Tagen war er vom Dampfer gekommen und noch förmlich noch nach deutscher Erde. Seines Zeichens war er Mechaniker und war nach Amerika gekommen mit der Absicht, sofort ein Millionär zu werden, was ja ein Leichtes sein sollte in Amerika. Alles fiel ihm bei den Lindbergs: sein Zimmer, die Nachbarschaft, der Kanarienvogel, das Bild von Großmutter's Seligen, die Strümpfe, die sie strickte, und nun gar erst Esse. Letzteres befiel er für sich. Uebri-gens, Karl hieß er, Karl Bunge, und schon am nächsten Morgen zog er ein. Er erschien mit einem kleinen Bündel, das folgende Dinge enthielt: ein Hemd, zwei Kragen aus Celluloid, zwei Paar ebenförmige Manschetten, ein paar

Strümpfe, drei Taschentücher, eine Büchse Bartscheringe, die er über die Wachen gern sah. Unter seinem linken Arm trug er einen schwebigen, alten Beutel, der früher einmal grün war. „Das“, sagte er, wie wenn er eine hochstehende Persönlichkeit vorstellte, „ist meine Zeile!“

„Ein netter Mensch“, meinte Großmutter, „er gefällt mir, he.“

Karl wurde sehr bald der Mittelpunkt der Familie. Der einzige unangenehme Zug an ihm, wie Esse behauptete, war sein Appetit, aber trotzdem verlor Karl nichts von seiner Beliebtheit, denn er war voll von Späßen und Schürren. Außerdem war er ein pünktlicher Zahler, trank nicht und rauchte nicht. Seine einzige Zerstreuung war seine Violine. Besonders künstlerisch war sein Spiel nicht, aber dem musikalisch jungfräulichen Geschmack der Lindbergs genügte es vollkommen. Besonders Großmutter wußte vor Entzünden über die ihr so vertrauten Klänge aus ihrer Jugend sich nicht zu fassen. Ehe Karl sich's verfaß, war er auf der endlosen Liste derer, für welche sie Strümpfe strickte. Dadurch war er gewissermaßen in die Verwandtschaft aufgenommen. Und zwar kamen seine Strümpfe vor allen anderen, denn Großmutter wußte, daß es in diesem Punkte schlecht mit ihm bestellt war. Hin und wieder waren die Großmutter und Karl an einem Sonntag allein. Dann war das ein Feiertag für sie. Sie saß in ihrem Lehnstuhl mit einer riesigen Tasse Kaffee auf ihrem Schoß und hörte Karl zu, der auf der Violine die schönen deutschen Lieder sagte.

Eines Abends kam Karl sehr bestimmt nach Hause. Er hatte seine Stellung verloren. Man tröstete ihn, er werde bald eine neue finden. Aber das war nicht der Fall. Die Zeiten wurden immer schlechter, und Karl sah sich vor die Nothwendigkeit gestellt, sein Zimmer bei den Lindbergs als zu theuer aufzugeben. Er theilte das der Familie mit.

„Schade!“ sagte Bernhard. Die Großmutter meinte nur: „Oh, hm!“ und Esse wurde blaß. Von nun an spielte Karl nur noch: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ und „In einem hübschen Grunde.“

Den Sonntag darauf war er wieder mit der Großmutter allein.

„Karl“, begann die Großmutter, die lange in Gedanken ihren Kaffee geschlürft und alle fünf Minuten „Ja, ja!“ gesagt hatte. „Sind Sie man nicht bange von weien Ausziehen. Ich bin auch noch hier. Morgen früh gehen wir zusammen nach New York, und dann wollen wir sehen, was sich machen läßt, he.“

Zum Erstaunen Bernhards und Esse's machten sich denn auch die beiden am nächsten Morgen auf den Weg. Sie gingen zur Spardant, die zu Großmutter's Freude noch nicht von den Indianern geplündert war, und hier erhob sie fünfzig Dollars.

„Hier, mein Sohn“, sagte sie und händigte das Geld dem verduht dreinschwendenden Karl ein, „das wird eine Weile reichen. Wenn Sie mal 'n Millionär sind, jeh'n Sie's mir wieder, he!“ Als sich Karl von seiner Ueberraschung erholt hatte, drückte er gerührt Großmutter's Hand und bedankte sich.

„Aber daß Sie keinem was davon sagen“, warnte sie ihn. „Es gibt ein Ende Scandal und das will ich nicht.“

Karl versprach das. An diesem Abend war Karl wieder der Alte. Er sah für zwei und gab ein großes Concert, dessen Programm aus lauter lustigen Stücken „auf besondern Wunsch“ bestand. Kurz vor dem Ersten erklärte Karl, daß er noch einen Monat bleiben werde, da er etwas Geld aufgetrieben habe, und alle waren es zufrieden. Großmutter war wieder eitel Vergnügungsthiere. Eines Morgens nach dem Frühstück sagte Bernhard zu ihr: „Großmutter, ich wünschte, der Karl kriegte bald wieder 'ne Stelle, schon wegen unserm Mäusen.“

„Warum?“ fragte Großmutter überascht.

„Na, du wirst doch doch schon bemerkt haben, daß die beiden sich jernie haben. Neulich in de Küche, hat er ihr sich schlecht umarmelt, id hab's jesehen, aber nicht jesagt. Und wenn das jeknutliche einmal anfängt, hört es so bald nicht wieder uff. Darum wär's das Beste: ein mit's Mäusen in die Falle, die sich die Ehe nennt.“ Er lachte unsäglich über den Witz.

„Hm, hm!“ sagte Großmutter, „also so is es?“ Weiter sagte sie nichts. In der Nacht fand sie keinen Schlaf. Selbstthätig, wie die alten Leute sind, wollte sie nicht einsehen, daß Karl und Esse nur dem uralten Gesetz der Natur folgten.

Und doch, sie sah sie jetzt selber, alle diese zahllosen kleinen Wertzeichen der Liebe: die Blide, das ärtliche Lächeln, die hundertfachen Aufmerksamkeiten, die ein dem andern erwies.

Die alte Frau sah das alles und ihre Eifersucht, die lindische Eifersucht des Alters, kamie keine Grenzen. Sie dachte allen Entsetzes darüber nach, wie sie Karl für sich allein haben könnte. Sie ging abermals mit ihm zur Spardant und diesmal drückte sie ihm gar hundert Dollars in die Hand. Je mehr sie feurige Kohlen auf seinem Haupt sammelte, desto mehr Anspruch auf seine Dankbarkeit und Rücksticht

glaubte sie zu haben. Karl war es ganz zufrieden. Warum sollte er sich sonderlich beunruhigen, eine neue Stellung zu finden, so lange Großmutter für ihn sorgte? Und überdies, es war ja nur gedrohtes Geld, nichts weiter!

Nur Bernhards Gefühle für Karl wurden von Tag zu Tag unfreundlicher. Es schien ihm verdächtig, woher Karl das Geld nahm, und er beschloß, der Sache auf den Grund zu kommen. Eines Nachmittags kam er schrecklich aufgeregt nach Hause. Niemand war zugegen als Karl, der eifrig in einem Buche las mit dem Titel „Die Kunst, im Handumdrehen Millionär zu werden.“

„Karl“, begann Bernhard, id möchte Sie etwas fragen. Is es wahr, daß Großmutter Ihnen Geld jeeben hat von der Bank?“

Der junge Mann wurde weiß wie ein Schimmel. Er sah, daß er ertappt war und gestand alles.

„Sie janz jemeiner Bampyr!“ schrie Bernhard, jitzend vor Wuth. „Sie Tagedieb, Sie — Sie Taugenicht, Sie! Das also is der Dank für die Zute, mit der Sie hier behandelt jeyworden sind, daß Sie sich in das Vertrauen einer ollen, schwachjinnigen Frau reijnsideln. Sie heimtückischer Zeijendoch, und betriegen sie um ihre paar Groschen — wie viele haben Sie rausgequatscht?“

„Hundertfünfzig Dollars, aber —“

„Hundertfünfzig Dollars! Wissen Sie, daß das Geld mich vermacht is und daß Sie mich — daß Sie mich mit herabden, Sie — Sie — Selbstberjähndlich müssen Sie raus, sofort. Wodan Sie man Ihre heben Sachen zusammen, so rasch wie möglich. Und so was wollte id zu meinem Schwijerjoch erheben. Damit is es ooch Effig natürlich. Für so'n —“

„Um Gottswillen, was is denn los, Bernhard?“ Es war die Großmutter, die in diesem Augenblick ins Zimmer getreten war.

„Ah, du bist es, Großmutter. Sehen, daß du kommst. Eine nette Fliege, die hier, der Baron von Habensicht und Pumptirwal. Der versteht's, alle Frauen ihr hübschen Erspartes abzutneppen. Id weiß allens, Großmutter, allens!“

„Oh, hm, he!“ sagte die Großmutter, mit dem Kopf nickend. Die alte Frau war völlig hilflos und wußte nicht, was sie sagen sollte. Das Gewitter war so plötzlich über sie hereingebrochen. Karl war die Sache vermaßen peinlich, daß er es für das Beste hielt, sich davonzumachen. Ihm war zu Muth wie Adam, als er aus dem Paradiese gewiesen wurde. „Also rausgeschmissen!“ murmelte er vor sich hin. Ja nun war alles aus, auch mit Esse, wenigstens vorläufig. Das gab ihm einen Stich ins Herz. Fünf-jehn Minuten später kehrte er in die Stube zurück. Da stand er genau is wie an dem Tage, wo er eingezogen war: ein kleines Bündel in der Linken, unter dem rechten Arm den schäbigen grünen Beutel mit der Violine. Er trat auf die Großmutter zu und indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte, legte er einen Zwanzig-Dollarschein nebst einigem Kleingeld auf ihren Schoß.

„Das is der Rest von Ihrem Geld, Großmutter!“ sagte er. „Das andere jehbe ich Ihnen wieder, sobald ich's habe — so wahr ich Karl heisse. Sie wissen, id hab's man bloß als jelien betrachteit. Vielen Dank für all Ihre Zute, Großmutter!“

Dann drehte er sich um. An der Thür blieb er noch einmal stehen und sagte: „Grüß die Esse von mir!“ Die Thür schloß sich, dann war alles still. „Au is er weg, he!“ sagte Großmutter.

„Zoll sie Dank!“ erwiderte Bernhard. „Id hab's ihm rund herausjefagt, er soll sich verjückthigen.“

Als Esse nach Hause kam und erfuhr, was sich ereignet hatte, ging sie in ihre Kammer und weinte. Im Stillen aber hoffte sie, daß Karl sich bald mit ihr in Verbindung setzen würde, denn sie wußte, daß er sie liebte. Das tröstete sie. Nur Großmutter war nicht im Stande, sich von dem schrecklichen Schlag zu erholen, der sie betroffen hatte. Stundenlang saß sie in ihrem Lehnstuhl, vor sich hinmurmeln und den Kopf schüttelnd. Hin und wieder weinte sie. Dann vermochte ihr entweichender Geist auch das nicht mehr festzuhalten. Dann wieder schien sie irgend einer Musik zu lauschen und dann lächelte sie und summte etwas vor sich hin. Nur die Stricknadeln klapperten emsig weiter.

Angeordnetes Sprichwort.

Junge Frau: „Also zuerst sollte ich die Frau Deines Freundes werden, als Ihr meine Bekanntschaft suchet, und nachdem hast Du mich selbst gehetretet?“

Onkel's Besuch.

Eine heitere Geschichte von Karl Jah n.

„Du, Köschel, ich habe eine interessante Neuigkeit für Dich!“

Meine Frau sah von ihrer Näharbeit auf: „Was giebt's denn?“

„Onkel Paul, der nervöse Herr, hat sich zum Besuch angemeldet, um eine Woche von seinem Urlaub bei uns zu verleben. Uebermorgen trifft er ein.“

„Höre, liebes Männchen, mit etwas mehr Respekt könntest Du aber doch von dem alten Herrn sprechen“, meinte meine bessere Hälfte schmolend.

„Es war nicht böse gemeint, Schatz“, befüngte ich sie, „id bin bloß ärgerlich darüber, daß wieder einmal Alles bei uns drunter und drüber geben wird. Du weißt doch, welche Annehmlichkeiten so ein Besuch von Onkel Paul im Gefolge hat.“

„Nun ja, seine Nervosität ist allerdings nichts weniger denn angenehm, und von alle dem Anderen zu schweigen. Aber das müssen wir schon mit in den Kauf nehmen, ist er doch unser Erb-onkel, und da lohnt es sich schon, beide Augen zuzudrücken.“

Nachdem ein in kalligraphischer wie stilistischer Hinsicht einwandrefes Antwortschreiben an den guten Onkel abgefaßt worden war, wurde für den Besuch Alles auf's Beste hergerichtet.

Mit militärischer Pünktlichkeit traf der Ervortete ein, von einem Freundengeheul unserer beiden Kinder begrüßt. Onkel's Stirn legte sich in Falten.

„Lieber Karl“, sagte er, „die Kleinen mögen es ja gewiß herzlich gut meinen, aber dies entsehlige Geschrei fällt mir auf die Nerven.“

Ich gelobte ihm darauf, daß ihn bei seinem nächsten Besuche die Kinder nach allen Regeln der Harmonielehre anfangen würden.

In den ersten Stunden ging so weit Alles gut. Nur beim Mittagessen kam seine Nervosität auf's Neue zum Durchbruch. Er hielt sich nämlich darüber auf, daß bei uns die Beesflecks so klein gerathen seien, was ihm künftig vermeiden sollten, da ihn jede Kleinigkeit sehr aufrege. Glücklicherweise konnte dem leicht abgeholfen werden. Später gedachten wir einen längeren Spaziergang zu unternehmen. Onkel wollte dazu seinen neuen eleganten Cylinder, der sein ganzer Stolz war, aufsetzen. Er begab sich daher in sein Zimmer, wo er diesen auf ein Tischchen gestellt hatte. Ein kräftiger Griff — und er hielt einen bedeslosen Hut in der Hand. Bei näherem Zusehen ergab sich, daß drei Nägel den Hut mit de Tisch ver-eint hatten.

Während Onkel noch völlig starr da stand, ertönte von der Garderobe her ein feines Richern. Er ging diesem nach und fand mein Töchterchen, die sonst so sanfte Gilde, hinter der Garderobe verdeckt, anscheinend sehr zufrieden mit ihrer Methode, eine dauerhafte Verbindung zwischen Tisch und Cylinder herzustellen.

„Lieber Karl, von Kindererziehung scheint Ihr Beide nicht viel zu verstehen. Wo bleibt denn da der Respekt vor meinen grauen Haaren?“

Meinen und meines Weibes Bemühungen gelang es endlich, den lieben Verwandten zu beschwichtigen. Er nahm meinen Cylinder, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Nachdem wir mit unserm Gast die verschiedenen lokalen Sehenswürdigkeiten in Augenschein genommen hatten, endeten wir in einer gediegenen Weintroppe; konnten wir doch Onkel's Vorliebe für einen guten Tropfen. Onkel'sen kam auch bald in Stimmung und es entspann sich eine animirte Unterhaltung. Alle Erinnerungen wurden wieder aufgerollt, und, wie stets bei solchen Gelegenheiten, verweilte Onkel Paul mit besonderer Vorliebe bei seiner früheren militärischen Laufbahn. Diese war freilich nur kurz gewesen, denn man hatte ihn wegen seiner Körperpunz bereits als Fähnrich zur Reserve beurlaubt. „Ja“, rief er, und seine Augen strahlten, „das waren damals wenigstens noch Kommandos, da lag noch etwas drin!“ Und nun gab er uns einige Proben von Anno Dazumal zum Besten. Zimmer mehr schnell seine Stimme an, um schließlich bei dem Befehl zum Einbruch in die feindliche Stellung zu dem lauten Gellen des Feuertropfes überzugehen. Mit einem weithin vernehmbaren Hurrah! Hurrah! schloß dieser eigenartige Vortrag.

Schredensbleich stürzte ein Kellner in unsere Ecke, um nachzusehen, ob sich vielleicht ein Unglück ereignet hätte. Meine Frau sah sie zuerst. Mit allerliebstem Lächeln bedeutete sie dem Ganymed, daß der fremde Herr auf diese, allerdings etwas ungewöhnliche Weise eine neue Flasche Wein hätte bestellen wollen.

Es erschien uns unter diesen Umständen aber doch gerathen, den Aufbruch möglichst zu beschleunigen. Onkel'sen protestirte zwar zuerst, gab dann aber doch nach. Dafür suchte er sich auf dem Heimwege durch das Absingen netter Lieder zu entschädigen, was schließlich zu seiner polizeilichen Notirung führte. Wir waren froh, als wir endlich zu Hause waren und unser lieber Gast somit wenigstens für die Allgemeinheit unschädlich gemacht war.

Beim Gutenachtsessen verjochte er

eine kleine Rechtfertigung: „Das kommt davon, wenn man so nervös is, wie ich. Der Wein geht in die Zungen-spitze, diese wird in rotirende Bewegung gesetzt, und dann muß ich unbedingt Spektakel machen!“

In der Nacht weckte uns plötzlich ein wüthes Gepolter und Klirren aus dem Schlaf. Abgerissene Beben, mit kernigen Worten untermischt, drangen aus dem Fremdenzimmer zu uns. Schnell eilte ich in das Zimmer unferes Gastes und denke, ich soll zur Salz-fäule werden. Gestikulirend sieht Onkel'sen auf dem großen Soppatisch. Auf meine theilnahmevolle Frage, was ihm denn fehle, zeigt er bald hierhin und dorthin und ruft: Mäuse, Mäuse, Mäuse! Bei jedem Ausruf schleudert er irgend einen Gegenstand, dessen er habhaft werden konnte, nach der Richtung, wo er die Mäuse vermutet. Unser prachtvoller Spiegel liegt in Trümmern —

Jetzt dämmert in mir eine Ahnung auf! Ein alter Student hat mit einmal im Vertrauen erzählt, daß er nach besonders schweren Aneischnungen überall immer nur Mäuse sieht, deren Zahl Legionen sei. Das war es also! Mit liebevoller Sorgfalt veranlasse ich den „Nervösen“, sein Lager wieder aufzusuchen, und unter verführerischem Lächeln tredenze ich ihm ein Glas Wasser, in das ich unbemerkt ein paar Tropfen Opium gegossen halte. Bald verfallen denn auch regelmäßige Athemzüge, daß der Onkel schlief —

„Nun, was war's“ meint meine Gattin.

„Nichts Besonderes, Schatz, nur der große Spiegel und einige Kleinigkeiten sind kaputt.“

„Piegel und Teinigkeiten put“, laßt unser Jüngster. Der „Nervöse“ schlief lange. Wir sahen gerade am Frühstückstisch, als unser Hildchen uns sagte, der Onkel hätte gerufen.

Ich eilte zu ihm und entbot ihm einen Morgenruß. Stumm wies er auf etwas, das vor ihm lag — seine Perrücke. Aber statt daß die grauen Haare, wie sonst, so schön glatt anlagen, waren sie alle gelockt und saßen wie Pfropfenzweige aus. Den vorderen Haaren war im Besonderen eine liebevolle Behandlung mit der Brennschere zu Theil geworden. Ich war sprachlos. Mein schüchtern Versuch, dem Onkel einzureden, er hätte die Prozedur mit seiner Perrücke in der Weinsalune jedensfalls selbst vorgenommen, wurde nur mit einem vernichtenden Blick beantwortet.

Nun, ich erfuhr es bald, meine Gilde hatte das Kunststück fertig gebracht, wofür sie als Belohnung eine Tracht Prigel bekam. Wenig half es, daß ich Onkel klar machte, das Kind hätte eine weit über seine Jahre hinausgehende Geschäftlichkeit befunden — er raste und ließ das ganze Register seiner Nerven spielen. Mir blieb nichts übrig, als die Perrücke zur Aufbesserung zum Friseur zu schicken.

Um nun in der Zwischenzeit nicht ohne seine „grauen Haare“ zu erscheinen, wand sich unser lieber Verwandter einen chinesischen Schawl, der als Dekorationsstück in seinem Zimmer hing, als Turban um den Kopf und erschien in diesem Anzuge am Frühstückstisch.

Nachdem ich schaute unser Neffthäten die eigenartige Erscheinung an.

„Onkel, hat Du Wehweh an Kopf?“

„Jawohl.“

„Was denn?“

„Onkel, mußt Kopf abschneiden, denn ich mehr Wehweh!“

„Das mußt ich sagen“, braust der Onkel auf, „alzu rückfichsigd will man hier nicht behandeln. Es ist bei Euch ja Alles dazu angethan, einem Menschen in Aufregung zu verlegen. Erst wird mit ein neuer Cylinder auf einen Tisch festgenagelt, dann vergrößert man sich an meinen grauen Haaren — da lösen sich ja alle Bande frommer Scheu! In der Nacht hat man auch nicht einmal seine Ruhe, sondern muß sich mit den Mäusen herumschlagen, in der That nette Zustände das! Jetzt empfehle mir gar dieser Dreißigstoch eine Trennung von meinem Kopfe — und da soll man gesund bleiben?“

Onkel hielt erschöpft inne. Meine, theilnahmevolle Frage, ob ich ihm vielleicht mit einem Brausepulver dienen könnte, ignorirte er. Plötzlich fiel sein Blick auf die Morgenzeitung, in der sich die Mittheilung befand, daß der Reichshof mit großer Festigkeit austräte. Mit einem Satz war er aufgesprungen, wobei der Frühstückstisch mit donnerähnlichem Gepolter umflüzte.

„Und so was schreibt Ihr mir nicht einmal, wo Ihr meine Furcht vor Krankheiten doch kennt! Das ist haarsträubend!“

Wir suchten Onkel nun damit zu beruhigen, daß wir ihn gegen Kinderkrankheiten für gefeit gehalten hätten. Vergebens — er wurde immer erregter. Da klingelte es, und hereintrat der unter uns wohnende Hauswirth, der uns wegen des nächtlichen Lärmes zur Rede stellte. Außerdem wäre eben ein großes Stück der Deckentafel seiner Frau auf den Kopf gefallen. Onkel erwiderte spitz, die Sache sei ja belanglos, da hierbei edlere Theile nicht verletzt worden wären.

Nun gab ein Wort das andere und auf pointenreiche Sidelien folgte das grobe Geschüß der Verbältnisrien. Wer weiß, was noch Alles passiert wäre, wenn ich den Hauswirth

nicht ebenso höflich wie entschieden er-sucht hätte, sich die Thür von dranhin anzusehen. Bei seinem Fortgange murmelte er etwas von Kündigung.

Als wir nach und nach wieder zur Besinnung gekommen waren, stand Onkel reiferfertig vor uns, immer noch in großer Erregung.

„In einer Stunde“, leuchtete er, „geht ein Schnellzug nach dem Badoort jtschaufen, den ich ohnehin noch besuchen wollte. Ich reise schon heute dorthin, da ich meine Gesundheit auf's Spiel setzen würde, wollte ich hier noch länger verweilen. Der Aufenthalt bei Euch hat mich um zehn Jahre älter gemacht. Adieu, lebt wohl! — für's Erste komme ich nicht wieder!“

Fort war er. Meine Frau und ich machten uns daran, den Schaden, den der „heute“ Verwandte angerichtet hatte festzustellen. Bei dem nächtlichen Fehlzug war unser prächtiger Spiegel gänzlich ruiniert worden, eine reizende Etager mit allerliebsten Nippes lag in Trümmern. Ein Loch in dem einen Fenster klarte uns über den Weg auf, den ein der vielen gegen die imaginären Mäuse gerichteten Geschosse genommen hatte. Unser Frühstückstisch hatte beim Umfallen ein Bein gebrochen. Alles in Allem: eine nette Ver-seigerung.

Mein Frauchen tröstete mich: „Er ist doch unser Erb-onkel?“ Du ahnungs-volles Wesen! Nach kaum acht Tagen erhielten wir aus jtschaufen einen Brief, in dem uns Onkel seine Verlobung mit einer gereiften Jungfrau anzeigte, die in dem gleichen Bade einen Herzfehler repariren wollte. Beigefügt war ein Hundtrotmarschein, als Entschädigung wie der gemüthvolle Onkel schrieb, für unsere nummehr himfälligen Hoffnungen, ihn bereinigt zu seheren.

Ich habe mir diesen Brief zusammen mit einem genauen Verzeichniß des durch Onkel's Nervosität in meinem Heim angerichteten Schadens hüßlich eintragen lassen, und so einen ebenso interessanten wie eigenartigen Schmud für mein Arbeitszimmer gewonnen.

Das Automobil als Gchifter.

Aus Paris wird uns von folgender lustiger Verhandlung berichtet Auf dem Polizeiamt des Quai Jemmapes. Ein Kaufmann nes Bierfels, die Vorladung wegen zu schnellemfahren in der Hand, erklärt dem Polizeigevaltigen: Es ist richtig die Nummer meines Kraftwagens. Aber ich lenkte ihn nicht, als wir, an Anbelhs vorbei, nachHavre fuhren, sondern mein Geschäftshel-haber Leon. Ich habe nämlich eine Tochter, um deren Hand Leon schon lange anküft. Ich war ganz damit einverstanden, meine Tochter erst recht, aber meine Frau wollte nimmer davon wissen. Vorigen Sonntag fuhren wir alle vier nach Havre. Plötzlich sah Leon den Krafater in die vierte Schmel-ligkeit; der Wagen schoß rasend dahin. Ich schrie, er solle anhalten. „Nein! Seit einem Jahre halten Sie mich hin. Sie sagen immer, es eile nicht; Ihre Tochter sei noch jung. Heute müssen Sie sich entschließen. Die Hand Ihrer Tochter, und ich halte sofort. Anderenfalls eine Drehung nach rechts oder links, und wir jerschnitern uns den Schädel an einem Baum.“ — „Aber meine Frau...“ — „Sie leben ab“, erwiderte Leon, indem er Wienemachte, seine Drohung auszuföhren. „Hallen Sie, halten Sie, id willige ein.“ So-fort fiel der Krafater auf die zweite Schmel-ligkeit zurück. Der Polizeikom-missär forderte nun Leon vor, welcher eingestand: „In der That, id habe meinem Schwiegervater mit jersche-len an einem Baum gedroht; aber Sie können berichtet sein, daß ich nie daran gedacht, meine Drohung auszuföhren. Es war eben nur aus Euse, die List eines Verleseden. Meine Schwiegermutter war sofort entwo-offen. Und da — ein Mann ein Wort gilt, wird die Hochzeit in Kurzem stattfinden.“ — „Da mögen Sie mit 16 Fr. loskommen.“ — „Ich bezahle sie, Schwiegervater,“ rief Leon und die Verhandlung war zu Ende.

Ein Mißverständnis.

Eine humoristische Szene spielte sich bei der in Lübeck erfolgten Enthüllung des Bismard-Denkmal's von Hans Hundrieser ab. Die Hüße des prächtigen Denkmal's war eben gefallen, als man im Kreise der Zuschauer, welche etwa 30 Meter vom Denkmal hinter den theilnehmenden Vereinen standen, folgendes laut geführte Gespräch belauschen konnte: „Un dat fall nu Geibel sin? De is aber gar nich ähnllich!“ Der Mann, der das in erstauem Tone rief, sah allerdings nicht übermäßig schlau aus. „Geibel häit doch aor keen Helm dragen,“ setzte derselbe Mann sein von allen Umstehenden gebörtes Gespräch fort. „Erst die ener-aischen Hinweise der Umstehenden nöthigten den Mann zur Einsicht, daß er gar nicht den Dichter Geibel, der allerdings an anderer Stelle in Lübeck ein Denkmal besitt, sondern den Staats-mann Fürst Bismard vor sich habe.“

Die Urkunde.

Polizeileutnant: „Können Sie eine Urkunde vorlegen, die über Ihre Person Näheres angiebt?“

Student: „Jawohl. (Ueberreicht den Pfandchein seiner Uhr.)“

Im Pianisten-Konzert.

Herr: „Sprechen Sie doch nicht so laut, wenn „piano“ gespielt wird!“

Nachbar: „Bei „fortissimo“ müßte ich ja noch lauter schreien!“

Im Pianisten-Konzert.

Herr: „Sprechen Sie doch nicht so laut, wenn „piano“ gespielt wird!“

Nachbar: „Bei „fortissimo“ müßte ich ja noch lauter schreien!“